

WANDEL IN SPRACHE, LINGUISTIK
UND FREMDSPRACHENVERMITTLUNG

Michail L. Kotin

Universität Zielona Góra

Was gilt als Erklärung beim Sprachwandel
und welcher Sprachwandel ist möglich?

What counts as an explanation for language change and what kind of language change is possible? – The paper deals with selected aspects of the explanatory adequacy of language change as well as the correlation between natural and intended language change. Firstly, it examines, whether the questions concerning general reasons of language change are justified. Secondly, it tries to determine the correctness and sufficiency of argumentation strategies by explanation of different language change phenomena, on the case example of Umlaut. Thirdly, it considers several problems of an intended language change on the case example of feminization attempts by encoding of profession titles in the contemporary German.

Key words: language history, language change, diachronic explanation, intended language change.

Co ma zawierać objaśnienie zmian językowych i jakie zmiany językowe są możliwe? – W artykule analizowane są wybrane aspekty adekwatności objaśnień przemian językowych, a także korelacji między naturalnymi i „sztucznymi” czynnikami przemian językowych. Po pierwsze, rozpatruje on pytanie, czy próby objaśnienia ogólnych przyczyn przemian językowych w ich całości są uzasadnione. Po drugie, zawiera on próbę oceny prawidłowości i wystarczalności strategii argumentacyjnych przy objaśnieniu różnorodnych zjawisk przemian językowych, na przykładzie umlautu. Po trzecie, rozpatrywane są niektóre aspekty „zamierzonych” zmian językowych na przykładzie próby feminizacji określeń tytułów zawodowych we współczesnym języku niemieckim.

Słowa kluczowe: historia języka, przemiany językowe, objaśnienie diachroniczne, zamierzone zmiany językowe.

1. Zur Erläuterung der Fragestellung

Die Sprachwandeltheorien sind im Allgemeinen Versuche einer theoretischen Erfassung der bis dahin empirisch basierten Sprachgeschichte. Dies hat vor allem zu bedeuten, dass hierfür ein theoretischer Interpretationsrahmen ausgearbeitet werden musste. Dieser musste seinerseits so konzipiert werden, dass „globale“ und „partielle“ Fragestellungen voneinander deutlich abgehoben werden. Mit anderen Worten war es unumgänglich, zwischen

der Problematik der Ursachen für Sprachwandel schlechthin und der Problematik konkreter Ursachen und Mechanismen des Wandels einzelner sprachlicher Einheiten und Strukturen zu differenzieren. Die Frage danach, warum sich Sprachen überhaupt verändern, ist eine grundsätzlich andere als die Fragen danach, warum z.B. der germanische stimmlose Spirant β in den hochdeutschen Dialekten zum stimmhaften explosiven d wird; warum in der Germania der indogermanische Instrumentalkasus verschwindet; warum das altgermanische zweigliedrige verbale Tempussystem im Deutschen sechsgliedrig wird etc. Also wird im Kapitel 2 des vorliegenden Beitrags der theoretische und methodologische Status beider Fragestellungen erörtert, wobei die prinzipielle (Un)Möglichkeit der ersten Problemstellung behandelt wird.

Bei der Erklärung des partiellen Wandels von einzelnen Sprachentitäten und Strukturen werden kausalistisch-organologische und finalistisch-konventionelle Erklärungsstrategien miteinander verglichen und deren Adäquatheitsanspruch bezüglich konkreter Sprachwandelphänomene wird hinterfragt. Es wird u.a. gezeigt, dass diese methodologische Opposition zwei Seiten des Untersuchungsgegenstands Sprache als Natur- bzw. Kulturphänomen widerspiegelt und dass diese jeweils lang- bzw. mittelfristigen vs. kurzfristigen Wandel betreffen. Dies ist das Thema des Kapitels 3 des vorliegenden Artikels.

Im Kapitel 4 wird schließlich am Beispiel eines „radikalen“ intendierten Sprachwandelversuchs (Feminisierung bei Berufsbezeichnungen im Gegenwartsdeutschen) gezeigt, dass nur die Berücksichtigung natürlicher und willkürlicher Sprachwandelmechanismen in deren Harmonie zu einem erfolgreichen intendierten Sprachwandel führen kann.

Im Schlusskapitel 5 werden dann die allgemeinen Ergebnisse der durchgeführten Analyse zusammengefasst.

2. Globaler und partieller Sprachwandel

Als erster hat den prinzipiellen Unterschied zwischen globalen und partiellen Sprachwandelgründen E. COSERIU (1958/1974) erkannt. Seine Überlegungen diesbezüglich gelten der Frage nach Rechtmäßigkeit der Bestimmung der Ursachen des Sprachwandels als solchen, die er – wohl berechtigt – negativ beantwortet. Es gibt zumindest zwei essentielle Gründe, diese Fragestellung zurückzuweisen, die im Folgenden ausführlicher erörtert werden sollen. Erstens setzt sie voraus, dass der Sprachwandel generell erklärungsbedürftig sei, d.h., dass man sich eine Sprache ohne Wandel, eine absolut stabile Sprache also, vorstellen könne. Zweitens wird der globale Sprachwandel durch dieselben Ursachen und Mechanismen erklärt wie der partielle. Die Extrapolierung der einzelnen Sprachwandelphänomene auf den Sprachwandel in toto führt aber zu unumgänglichen Spekulationen, die in einer konsistenten Theorie nicht vertretbar sind.

Im Prinzip kann man jeden Code oder jedes Zeichensystem als ein stabiles und geschlossenes Ganzes betrachten, das ohne Veränderung seiner Elemente und deren Beziehungen zueinander funktionstüchtig bleibt. Als Beispiele können hier solche Zeichensysteme wie Musiknoten, mathematische Zeichen oder Grundzeichen für chemische Elemente dienen. Das System von Verkehrszeichen ist ebenfalls stabil und weitgehend wandelresistent, auch

wenn es ab und zu um neue Elemente erweitert wird, was mit den sich verändernden Bedingungen im Straßenverkehr verbunden ist; das System im Ganzen, d.h. die Architektonik seiner Elemente und deren prinzipielle wechselseitige Relationen, werden dabei von diesem Wandel nicht in die Mitleidenschaft gezogen.

F. de SAUSSURE (1916/1967: 104–105) hat bei der Begründung der methodologischen Dichotomie von Synchronie und Diachronie das Sprachsystem mit einer statischen Situation auf dem Schachbrett verglichen. Diese könne nämlich von jedermann, der Schach spielen kann, eingeschätzt werden, gleichgültig, ob er selbst Spieler sei, das Spiel von Anfang an beobachtet habe oder aber erst gekommen sei, als diese Situation entstanden ist. A. CHOLODOVIČ (1975: 25) hat übrigens angemerkt, dass jeder neu angekommene Beobachter zumindest die ausgesprochen diachrone Frage stellen müsste, wer am Zug ist, um die Situation adäquat bewerten zu können. Freilich hat DE SAUSSURE (im Unterschied zu einigen seiner radikalen Nachfolger) sehr gut verstanden, dass das Schachspiel als solches nur als Prozess und somit sozusagen „diachron“ Sinn hat; er wollte mit seinem Vergleich lediglich zeigen, dass bestimmte Systeme auch unter Ausschluss des Zeitfaktors beschreibbar sind, auch wenn sie ontologisch gesehen inhärent den Zeitfaktor in sich bergen.

Die „synchrone Wende“ in der Sprachbeschreibung hat aber auch andere, tiefere Gründe. Auf den ersten Blick sind Sprachsysteme tatsächlich auch ohne Zeitfaktor „funktionstüchtig“, ja der Wandel könnte sogar als eine zusätzliche und daher erklärungsbedürftige Belastung dieser Systeme behandelt werden. Eine „ideale“ Sprache könnte man sich als ein stabiles und wandelresistentes System vorstellen, da gerade solche Systeme die besten Möglichkeiten einer ungestörten Kommunikation besitzen. Deshalb versucht man erneut, neben der Untersuchung von partiellen Gründen für einzelne Sprachwandelphänomene auch die Frage nach der Rechtfertigung des Sprachwandels als solchen, in toto zu stellen. Diese Frage kann nun aber paradoxerweise lediglich auf dem Weg einer Verabsolutierung dieser oder jener Gründe für partiellen Sprachwandel beantwortet werden. Daher gibt es so viele, oft einander widersprechende Sprachwandeltheorien. Einige davon gründen auf organologischen und somit kausalistischen Vorstellungen von Ursprüngen und Mechanismen sprachlicher Veränderungen, da sie die Sprachen als natürliche und somit natürlich evolutionisierende Organismen behandeln (vgl. u.v.a. LASS 1997). Andere favorisieren soziokulturelle Faktoren des Sprachwandels bzw. den Einfluss von Kulturträgerschichten und herausragenden Persönlichkeiten darauf (vgl. u.v.a. BACH 1938, TSCHIRCH 1966–1969). Wieder andere suchen nach alternativen Lösungsvorschlägen, die die Sprache als ein Phänomen „dritter Art“ einordnen, das eine Mittelstellung zwischen Natur- und Kulturphänomenen einnimmt und daher seine eigene Entwicklungslogik aufweist (vgl. KELLER 2003).

COSERIU 1958/1974, 58–59 stellt mit vollem Recht fest, dass die grundsätzliche Veränderlichkeit der menschlichen Sprache das Verständnis ihres wirklichen Sinns impliziert und eine prinzipiell andere Frage ist im Vergleich zu den Ursachen der einzelnen Sprachwandelphänomene. Sie kann daher auch nicht so gestellt werden, wie im Fall des partiellen Wandels. Der Sprachwandel entspricht nämlich der Natur der Sprache, da die Sprache „lebt“, d.h. von den Sprechern *in der Zeit* benutzt wird. Sämtliche Phänomene, die den Zeitfaktor als ihre unveräußerliche Dominante aufweisen, sind notgedrungen und ausnahmslos einem

Wandel ausgesetzt. Man kann somit feststellen, dass die Sprache als historisches (in der Zeit existierendes und durch die Zeit bestimmtes) Phänomen einfach eo ipso veränderlich ist.

Der so verstandene „globale“ Sprachwandel ist also *nicht* erklärungsbedürftig, was allerdings nicht die Notwendigkeit der Auffindung von Ursachen und Mechanismen des partiellen Sprachwandels, d.h. des Wandels bei einzelnen Sprachformen und Teilsystemen, schmälert. Nur sind die Erklärungsgrundlagen hier und dort grundsätzlich verschieden. Grob und stark vereinfacht kann dies (allein der Anschaulichkeit halber) mit Leben und Tod verglichen werden. Jeder einzelne Todesfall hat nämlich einen Grund, aber diese Gründe vermögen den Tod als ein universelles Lebensende nicht zu erklären. Man stirbt zwar stets *an etwas*, aber daraus kann nicht die Schlussfolgerung gezogen werden, dass man den Tod als solchen, mit anderen Worten, die Sterblichkeit als Phänomen, mit diesen Ursachen erklären kann: Auch im Fall einer hypothetischen Heilbarkeit sämtlicher Krankheiten wäre damit der Tod nicht überwunden.

Man könnte sich eine Situation vorstellen, dass eine gegebene Sprache einer völlig isolierten Sprechergemeinschaft keinen üblichen Wandelgründen unterläge, wie gesellschaftliche Entwicklung, technischer Progress, Sprachkontakte etc. Aber es ist absolut unmöglich, dass sich eine Sprache auch unter diesen Voraussetzungen nicht verändern würde.

Diese theoretischen Überlegungen haben COSERIU (1958/1974) zu dem Schluss geführt, dass die DE SAUSSURE'sche Dichotomie von Synchronie und Diachronie, welche, wie ihr Autor selbst mehrfach betonte, nicht die Sprachontologie, sondern lediglich die Methodologie der Sprachuntersuchung betrifft, durch den sprachontologisch konzipierten Begriff der *Geschichte* ergänzt werden muss. Auch wenn man mit DE SAUSSURE zwischen „statischer“ und „evolutionärer“ Linguistik unterscheidet, kann damit die prinzipielle Historizität der Sprache, ihr „dynamisches Wesen“ keinesfalls geleugnet werden. Man kann höchstens von der dynamischen Komponente der Sprache aus bestimmten Gründen (einem gewissen Forschungszweck) abstrahieren; derartige Abstraktionen sind häufig sehr nützlich und manchmal sogar unumgänglich. Doch vermag dies an der Tatsache nichts zu ändern, dass die Sprachdynamik, das ständige „Werden“ der Sprache ihr unveräußerliches Wesensmerkmal ist.

3. Ursachen und Mechanismen des partiellen Sprachwandels

3.1. Bestandsaufnahme und Argumentationshierarchien

Nachdem nun die Fragestellung auf den sog. partiellen Sprachwandel eingeschränkt werden konnte, muss dieser genauer betrachtet werden. Zunächst muss vorausgeschickt werden, dass unter dem partiellen Sprachwandel nicht etwa lediglich Veränderungen und Entwicklungstendenzen bei den einzelnen Entitäten und Strukturen verstanden werden. Darunter fällt im vorliegenden Beitrag jeder Wandel, der als eine konkrete Entwicklung eingestuft werden kann, auch wenn diese ganze Teilsysteme erfasst. Wichtig ist nur, dass die Problemstellung die oben bereits behandelte Frage nach globalen Gründen des Sprachwandels, d.h. die Frage danach, warum sich die Sprache generell wandelt, ausschließt. Diese Frage gilt nämlich als beantwortet, und zwar bereits im Vorfeld jeder Problemstellung, auf Grund der

generellen Prämissen, dass (a) die Sprache ein historisches Phänomen ist und (b) sämtliche historischen (zeitgebundenen) Phänomene einem Wandel unterliegen.

In den Einzelfällen haben wir dagegen mit einer Fülle von verschiedenen Sprachwandelgründen zu tun, wobei es sehr schwer ist, sie voneinander zu trennen oder umgekehrt aufeinander zu beziehen. Hier seien nur einige dieser Gründe genannt, die in der Fachliteratur am häufigsten diskutiert werden – aus Raumgründen wird hier auf (äußerst zahlreiche) bibliographische Verweise verzichtet:

- Ökonomie, die zur spontanen Suche nach Minimalität bzw. einer minimalistisch verstandenen Optimalität der Kodierungsformen für diverse Kategorialfunktionen führt;
- Analogie und Ikonizität der Sprachformen, die zu einer greifbaren morphosemantischen und morphosyntaktischen Transparenz bei der Ausbildung von kategorialen Oppositionen innerhalb der Sprachsysteme führt;
- Adaptation bzw. funktionale Anpassung und Exaptation bzw. (oft ersatzloser) Verlust der genuinen Funktion einer Sprachform oder eines Teilsystems von Sprachformen;
- Sprachkontakte, die zur Entstehung von Mischformen und Ausgleichprozessen bei der Kodierung bestehender Kategorialfunktionen und Ausbildung neuer Kategorialfunktionen und deren Kodierungsformen führen;
- Transformationsprozesse in der Gesellschaft, die sich in der Sprache derart widerspiegeln, dass neue Begriffe für neue Erscheinungen und Gegenstände entstehen, aber auch z.B. neue, komplexere oder umgekehrt einfachere syntaktische Strukturen zum Ausdruck neuer Inhalte erforderlich werden;
- Eingriffe herausragender Persönlichkeiten, deren sprachschöpferische Tätigkeit zu erheblichen Veränderungen im Wortschatz und sogar in der grammatischen Struktur der Sprache führt;
- Festlegung sprachlicher Normen durch bewusste Selektion aus den im jeweiligen Sprachsystem vorhandenen Varianten oder durch deren Differenzierung auf der Grundlage funktionalstilistischer Kriterien;
- Entstehung neuer sprachlicher Entitäten und Strukturen als ungeplantes, spontanes Ergebnis der Tätigkeit großer Menschengemeinschaften, die auf Realisierung individueller Pläne ihrer Mitglieder gerichtet ist und Sprache als Instrument dieser Planverwirklichung (Erreichung des weit verstandenen „sozialen Erfolgs“) benutzt, wodurch sich dieses Instrument selbst notgedrungen ändert.

Schon ein flüchtiger Überblick über diese Sprachwandelgründe lässt auf eine Reihe von Kriterien schließen, die sich grundsätzlich voneinander unterscheiden. Einige davon betreffen die „natürliche“, organologische Seite der Sprache bzw. implizieren deren Behandlung als Naturphänomen, dessen Erklärung lediglich auf dem Weg einer deterministischen Kausalität möglich ist, wie sie in den Naturwissenschaften gehandhabt wird. Andere dagegen gehen davon aus, dass die menschliche Sprache aufs engste mit deren Trägern verbunden ist und von ihnen willkürlich und durch Schaffung neuer Konventionen, bewusst und zielorientiert verändert wird. In diesem Fall wird die Sprache nicht als Natur-, sondern lediglich als Kulturphänomen behandelt. Wieder andere verbinden beide Sichtweisen oder schlagen eine alternative Lösung vor, die eine grundsätzliche

Trennung von dem kommunikativen Zweck und den Ergebnissen seiner Realisierung durch Sprache vorsieht.

Ferner werden die Sprachwandelprobleme innerhalb von zwei prinzipiell unterschiedlichen Erklärungsmodi gelöst, nämlich der Spontaneität einerseits und der Planmäßigkeit andererseits. Offensichtlich ist dabei das Spontaneitätskonzept generell vom naturwissenschaftlich-organologischen Ansatz mit kausalistischer Erklärungslogik ableitbar, während die Planmäßigkeitsthese der finalistischen Erklärungsstrategie entspricht. Schließlich basiert R. KELLERS (2003) Theorie der „unsichtbaren Hand“ auf einer Konzeption kausalistisch bestimmbarer Folgen finalistisch designierter Tätigkeit: Der Sprachwandel wird nämlich als eine Reihe nicht intendierter, spontaner Ergebnisse intendierter Sprachhandlungen im Rahmen der Interaktion der Sprachträger interpretiert.

Es ist nicht das Ziel dieses Beitrags, Vor- und Nachteile jeder Sprachwandeltheorie im Einzelnen zu erörtern. Vielmehr soll gezeigt werden, welche theoretisch-methodologischen Konsequenzen sich aus jedem Herangehen ergeben und inwiefern ein integriertes Sprachwandelkonzept mit einer suffizienten Erklärungsadäquatheit möglich ist.

Hierfür soll zunächst die essentielle Tatsache vorausgeschickt werden, dass jede der oben angeführten Erklärungen für partiellen Sprachwandel unter gewissen Bedingungen gültig sein kann. Finalistische Erklärungen schmälern dabei keineswegs die kausalistischen und schließen auch „invisible-hand“-Implikationen nicht aus. Der Hauptgrund dafür ist ontologischer Natur: Die menschlichen Sprachen weisen nämlich sowohl Merkmale natürlicher (organischer) als auch arbiträrer (soziokultureller) Systeme auf. Je nachdem, welche davon bei dem jeweiligen Typus des Sprachwandels ausschlaggebend sind, ist auch der entsprechende Erklärungsmodus angemessen.

3.2. Fallbeispiel Lautwandel: palataler Umlaut

Der Lautwandel inklusive segmentalen und suprasegmentalen Akzentmusterwandels ist aller Regel nach weder intendiert noch sonst irgendwie finalistisch erklärbar. Auch wenn versucht wird, die Fixierung eines gewissen Aussprache- oder Intonationsmusters sozio-pragmatisch zu erklären (z.B. als Verfestigung auf Grund von prestigebedingten Kriterien in der gegebenen Sprachgemeinschaft), sind dies augenscheinlich keine Erklärungen im eigentlichen Sinn, da sie lediglich die Folgen und nicht die Ursachen dieser Prozesse betreffen. Man kann nämlich sehr wohl darüber spekulieren, welche sozialen oder kulturellen Gründe dazu beigetragen haben könnten, dass sich die Formen mit bzw. ohne palatalen Umlaut durchgesetzt haben. Doch dies liefert keineswegs eine adäquate Erklärung dafür, welche Mechanismen dem Umlaut zu Grunde liegen.

Über den westgermanischen und speziell nieder- und hochdeutschen palatalen Umlaut ist uns zunächst bekannt, dass er infolge einer partiellen Anpassung (Assimilation) des akzentuierten Vokals der Stammsilbe an den Vokal *i* oder Halbvokal *j* der nicht akzentuierten Folgesilbe entstand, wobei zunächst nur der kurze *a*-Vokal davon erfasst wurde, der zum offenen kurzen *e* umgelautet wurde (sog. Primärumlaut); die Konsonantenkombinationen *ht*, *hs* und *rw* sind dabei am Anfang ein unüberwindbares Hindernis für die Durchsetzung

des Umlauts gewesen, vgl. ahd. Sg. *gast* Pl. *gesti*, doch Sg. *naht* Pl. *nahti* etc. Schon hier entsteht die Frage, warum diese Anpassung nur in bestimmten Dialekten konsequent durchgesetzt wurde, in anderen nur teilweise und in wieder anderen gar nicht stattgefunden hat. Sehr wahrscheinlich hängt es mit einer divergenten Entwicklung des germanischen Akzentmusters zusammen. Bei allgemeiner Tendenz zur Ausbildung des germanischen starken (syllabischen) Anfangsakzents waren wohl deren konkrete Erscheinungsformen nicht gleich intensiv ausgeprägt. Je stärker und konsequenter sie gewesen sind, umso deutlicher sieht man die Umlautassimilation und umso schneller und konsequenter folgt auf den Primär- oder Sekundärumlaut, in dessen Folge nicht nur das *ht-hs-rw*-Hindernis durchbrochen wird und ein weiteres, noch offeneres kurzes *ä* entsteht (vgl. mhd. *nächte* zum früheren **nächt-i*), sondern auch die kurzen *u, o* sowie die langen *â, ô, û* und die Diphthonge *ou* und *uo* umgelautet werden, vgl. mhd. *bünde* zu ahd. *bunti* 'ich, er bände', mhd. *mære* zu ahd. *mâri* 'Legende', mhd. *hæ(c)he* zu ahd. *hôhi* 'Höhe', mhd. *guete* zu ahd. *guoti* 'Güte' etc. Doch erreicht der Sekundärumlaut bekanntlich nicht alle oberdeutschen Dialekte; die südlichsten davon werden davon gar nicht oder höchstens teilweise erfasst, sodass wir z.B. bei WALTHER VON DER VOGELWEIDE viel häufiger die nicht umgelauteten Formen vom Typ *erwurbe, verdurbe* etc. treffen als die umgelauteten vom Typ *über*. Dies ist nicht nur mit der Inkonsequenz der Durchsetzung des starken Anfangsakzents verbunden, sondern vielmehr mit der Ausbildung eines abweichenden Akzentmusters dieses Dialektgebiets, dessen Folgen u.a. die mangelnde Reduktion der Nebensilben und das Fehlen einer Abruptivität beim Artikulieren der Kürzen sind. Daher ist die Bezeichnung „mittelhochdeutscher Sekundärumlaut“ sehr allgemein und gilt offenkundig nicht für sämtliche mittelhochdeutschen Mundarten.

Erklärungsbedürftig sind hierbei auch andere „Begleiterscheinungen“, welche u.a. zur sog. „relativen Chronologie“ gehören. So kann der mittelhochdeutsche Sekundärumlaut nicht erklärt werden, wenn man nicht eine Entwicklung ansetzt, die zwar in den Schriftendokumenten schlecht nachweisbar ist, aber dennoch notgedrungen postuliert werden muss. Es handelt sich nämlich um die Reduktion der Endsilbenvokale (darunter des uns hier interessierenden *i*) zum mhd. Schwa (ə), die offensichtlich erst später als der Sekundärumlaut eintreten musste, denn sonst wäre die Assimilation der Stammsilbenvokale an das *i* der Folgesilbe nicht zu erklären. Nun löst der starke dynamische Anfangsakzent nicht nur den Umlaut aus, sondern auch die eben erwähnte Reduktion der Endsilbenvokale, welche ihrerseits eine ganze Reihe weiterer Sprachwandelphänomene nach sich zieht, davon auch paradoxerweise den Verlust des physiologisch bedingten Grundes für den Umlaut.

Nichtsdestotrotz gibt es aber keine rückwirkende Aufhebung des Umlauts. Die neu entstandenen – umgelauteten – Vokale und Diphthonge erhalten phonologischen Status und bauen sich demgemäß in das stark erweiterte neue Vokalsystem ein, worin sie eine funktionale Umgestaltung erfahren, die LASS (1997: 300–320) mit den der neodarwinistischen Theorie entnommenen Begriffen „Adaptation“ und „Exaptation“ beschreibt. Es handelt sich speziell beim Umlaut darum, dass mit dem Verschwinden der genuinen Ursachen für den Umlaut und der Beibehaltung umgelauteter Vokale im Sprachsystem diese eine andere Funktion erhalten. Im Deutschen ist dies vor allem die Funktion der Pluralbildung der Substantive wie *Vater* vs. *Väter* etc., bei denen der Umlaut nicht artikulationsphysiologisch begründet ist und eine prinzipiell andere, morphologische Funktion erfüllt.

In anderen Fällen, wo der Umlaut keine funktionale Belastung hat, handelt es sich nach LASS (1997: 316–318) um so genannte *junks* „Müll“, vgl. z.B. *groß* vs. *größ-er*: Das Suffix *-er* ist ein ausreichendes Mittel für die Komparativmarkierung, aber der genuine Umlaut bleibt dennoch erhalten. Außerdem gibt es Beispiele, bei denen der Umlaut als Pluralmarker in Verbindung mit einem Pluralsuffix auftritt und somit ein redundanter morphologischer Indikator ist, vgl. *Gast* vs. *Gäst-e*, *Wurm* vs. *Würm-er* etc.

In süddeutschen Dialekten hat sich der Umlaut äußerst zögernd und inkonsequent durchgesetzt. Dennoch sind einige nicht umgelautete oberdeutsche Wortformen in deren ursprünglicher Gestalt in das Standarddeutsche eingegangen. Hier wurden sie nun mit deren umgelauteten Pendant konfrontiert, was ebenfalls notgedrungen Sprachwandel ausgelöst hat. Wie verläuft nun dieser Wandel? Dies kann u.a. am Beispiel des Verbalpaars *drücken* : *drucken* nachvollzogen werden. Die süddeutsche Form *drucken* bedeutete ursprünglich soviel wie *drücken*; ihre metaphorische Umdeutung hat sie im Spezialbereich des Buchdrucks erfahren, und zwar auf Grund des transparenten Tertiums ‘pressen’, ‘eindrücken’, bezogen auf die Methode des Eindrucks einer vorgefertigten Metallbuchstabenform in das Papier. Erst in der hochdeutschen (binnendeutschen) Standardvarietät hat sich diese Bedeutung bei der nicht umgelauteten Verbalform durch semantische Verengung spezifiziert, indem sie lediglich auf den Buchdruck bezogen wurde. Die allgemeine Bedeutung blieb dabei bei deren etymologischer Dublette *drücken*, welche jedoch nicht den Buchdruck involvierte. Diese „semantische Arbeitsteilung“ ist aus universaltypologischer Sicht weder notwendig noch erwartbar (vgl. z.B. engl. *press* mit beiden Bedeutungsvarianten), aber auf jeden Fall möglich und verständlich. Ihre unmittelbare Ursache ist wohl die Herkunft des Buchdrucks und dessen Verbreitung aus den süddeutschen in mittel- und norddeutsche Gebiete, wo er naturgemäß durch das Verb in seiner ursprünglichen Form, also ohne Umlaut, bezeichnet wurde. Die allgemeine Bedeutung dieses Verbs ist in der Standardvarietät aufgegeben worden, wo sie durch das umgelautete *drücken* kodiert wird.

Alle oben angeführten Prozesse gehören unbestritten zum Phänomen des Sprachwandels, aber sie sind prinzipiell divergenter Natur und bedürfen daher prinzipiell unterschiedlicher Erklärungsansätze. Dabei gibt es in dem hier behandelten Fall eine Reihe partieller Erklärungen für den konkreten Sprachwandel, einschließlich einer fehlenden Erklärung, die, wie aus dem Weiteren ersichtlich sein wird, auch eine Erklärungsoption (als „Nulloption“) darstellt, aber keinesfalls mit der unangemessenen Fragestellung nach den Gründen des „Sprachwandels überhaupt“ zu vergleichen ist. Gehen wir also Schritt für Schritt vor.

Oben wurde festgestellt, dass der palatale Umlaut ursprünglich eine lautphysiologisch zu erklärende Erscheinung ist. Er stellt nämlich eine partielle Anpassung der Artikulation des Vokals der (in der Regel betonten) Silbe an das *i* oder *j* der unbetonten Folgesilbe dar. Auf diese Weise wird zunächst der kurze Vokal der hinteren Reihe *a* zum kurzen offenen *e* der mittleren Reihe unter dem Einfluss des Vokals bzw. Halbvokals der vorderen Reihe. Physiologisch geht es um eine Hebung des Unterkiefers beim Aussprechen des Wurzelvokals im Vorgriff auf seine noch stärkere Hebung beim Aussprechen von *i* oder *j* der Folgesilbe. Offenkundig ist diese Erklärung quasi „naturwissenschaftlich“. Sie geht von einer deterministisch verstandenen Kausalität aus und lässt keine finalistischen Elemente zu wie willkürlicher bzw. arbiträrer Wandel infolge einer gezielten Aktion von einem Individuum

oder einer Gruppe von Individuen, die – aus welchen Gründen auch immer – das Artikulieren von *e* statt *a* bevorzugt und andere Mitglieder der Sprachgemeinschaft von einer Rationalität dieser neuen Aussprache überzeugt haben. Auch KELLERS 2003 Methode der „unsichtbaren Hand“ wäre hier wenig hilfreich, müsste sie doch einen außerhalb der Sprache selbst liegenden Grund finden bzw. zumindest erfinden, der es erlauben würde, durch diesen Ersatz in irgendeiner Weise zum „sozialen Erfolg“ der Sprecher beizutragen.

Freilich müssen dabei zusätzliche Bedingungen erfüllt werden, damit dieser Lautwandel zustande kommen kann, sonst hätten sämtliche Sprachen und Dialekte palatalen Umlaut. Der wichtigste Faktor ist hier zweifelsohne prosodischer Natur. Es handelt sich um einen immer stärker wirkenden dynamischen Anfangsakzent, dank dem die Mundöffnung beim Aussprechen des Vokals der betonten Silbe nicht mehr unberührt bleiben kann von der Mundöffnung beim Aussprechen des Vokals der unbetonten Folgesilbe und daran angepasst werden muss, damit eine angemessene Artikulation gewährleistet ist. Dies ist wohlgerne eine sehr grobe und allgemeine Erklärung. In der Wirklichkeit kommen hierbei noch weitere, feinere prosodische Spezifika zum Tragen, wie zunächst genereller Wandel in der Germania vom musikalischen (tonalen) zum dynamischen Akzent und als Ergebnis von Morenzählung zur Isochronie und später zum Silbenkontakt etc., vgl. TRUBECKOY (1989: 169–171), KUZ'MENKO (1991: 9–16), VENNEMANN (1994); eine andere Erklärungsstrategie schlägt RAUCH (2003) vor. Warum sich nun die segmentalen und suprasegmentalen Akzentmuster in der Germania und speziell im Westgermanischen und im Nieder- und Hochdeutschen derart radikal verändert haben, liegt derzeit außerhalb der Möglichkeiten einer Erklärung. Wenn man aber irgendwann auch eine Erklärung für den Akzentwandel finden würde, läge diese ihrerseits ebenfalls strikt im Rahmen des natürlich-kausalistischen Erklärungsansatzes.

Der weitere Schritt ist, wie oben bereits gezeigt, der Funktionswandel beim Umlaut nach seiner Erweiterung auf eine große Gruppe der Vokale und Diphthonge und insbesondere nach dem Verschwinden der physiologisch erklärbaren Grundlage des palatalen Umlauts durch Reduktion der Endsilbenvokale und Verschwinden vom Nebensilben-*i* in den meisten Wortformen. Dieser Wandel ist ebenso „natürlich“, durch Systemdruck bedingt und kausalistisch erklärlich wie die Entstehung des oben behandelten genuinen palatalen Umlauts. Er umfasst das gesamte Teilsystem in dessen Ganzheit und demonstriert die autonome Wirkung der Systemgesetze außerhalb einer bewussten Einflussnahme der Sprecher auf den Sprachwandelprozess. Nachdem die ehemaligen umgelauteten Allophone von *a, â, o, ô, u, û, ou, uo* zu den selbständigen Phonemen *e/ä, a, ö, æ, öu* und *üe* geworden waren, konnte auch nach dem Verschwinden der unmittelbaren Ursache für artikulatorisch bedingten Umlaut kein „Rückumlaut“ eintreten. Doch mussten die neuen (umgelauteten) Vokale ihren Phonemstatus durch eine konsequente funktionale Belastung etablieren, was auch u.a. bei der Pluralbildung geschehen ist, bei der nicht nur genuin physiologisch bzw. artikulatorisch motivierter Umlaut wie bei *Gast : Gäste, Kraft : Kräfte* erhalten blieb, sondern sich auch gemäß dem Analogieprinzip bei den Paaren wie *Wort : Wörter, Vater : Väter* etc. ausgebildet hat. So wurde der Umlaut zu einem klassischen phonomorphologischen Mittel, einem „inneren Affix“. Ohne Zweifel ist auch diese Wandelart natürlich und gesetzmäßig im Sinne eines Natur- oder eines nicht finalistisch verstandenen Systemgesetzes.

Das Phänomen einer „semantischen Arbeitsteilung“ des Typs *drücken* : *drucken* kann allerdings nicht mehr ohne Weiteres rein kausalistisch erklärt werden. Die oben angeführte Erklärung ist daher einer prinzipiell anderen Natur und entspringt der Behandlung der menschlichen Sprache nicht als Natur- sondern vielmehr als Kulturphänomen. Dieser Wandel beruht nämlich im Unterschied zu den davor behandelten Wandelarten auf einer bewussten Selektion, die durch die Sprachträger bei der Etablierung der standardisierten Norm vorgenommen wurde. Sie erfolgt planmäßig und zielbewusst und erreicht ein intendiertes Resultat, indem zwei dialektbedingte Formen durch eine Maßnahme auseinander gehalten werden, die man grob als „sprachpflegerisch“ bezeichnen könnte. Derartiger Wandel involviert zwei Tätigkeiten individueller bzw. kollektiver Sprachschöpfung: Initiierung durch einen oder einige Sprachträger und Akzeptanz durch die absolute Mehrheit der Mitglieder der Sprachgemeinschaft. Freilich gibt es auch bei dieser Sprachwandelart Platz für Spontaneität, aber diese geht stets Hand in Hand mit zielbewusster, planmäßiger Tätigkeit der Sprachträger und bedarf daher einer primär finalistischen Erklärung. Der Systemdruck spielt dabei auch eine Rolle, aber es geht nicht mehr um spontanen und natürlichen Systemdruck, sondern um die Wirkung des individuellen bzw. kollektiven Systembewusstseins der Sprachträger. Finalistische Erklärungen für derartigen Sprachwandel besitzen daher immer eine höhere Glaubwürdigkeit als kausalistische.

Die oben angestellten Überlegungen zeigen nun anschaulich, dass grundsätzlich unterschiedliche Erklärungsansätze für konkrete Sprachwandelphänomene sich aus der Tatsache ergeben, dass die Sprache als Forschungsobjekt äußerst inhomogen ist hinsichtlich ihrer Zuordnung zu organologisch-natürlichen resp. kulturhistorisch-künstlichen Erscheinungen. Da sie Merkmale beider Arten von Phänomenen aufweist, sind auch beide Herangehen an den Sprachwandel einschließlich der Erklärungsansätze für konkrete Sprachwandelphänomene durchaus legitim. Wichtig ist nur, dass in jedem Einzelfall die Erklärung der entsprechenden Dimension der Sprache angemessen ist.

Nichtsdestoweniger existiert eine gewisse Hierarchie der ontologisch greifbaren Dimensionen der Sprache, die sich in der Spezifik der Erklärungsansätze für Sprachwandel widerspiegelt. Am oben angeführten Fallbeispiel kann gut verfolgt werden, worum es sich genau handelt. Grundsätzlich kann zunächst festgestellt werden, dass die Sprache als Naturphänomen gewisse genuine Eigenschaften aufweist, die eine sehr spezifische Systematik demonstrieren. Erstens geht es um Strukturen und Prozesse, die aus methodologischer Sicht prinzipiell kausalistisch erklärt werden müssen. Die natürlichen Sprachen haben in diesem Sinn sozusagen ein abstrakt definierbares „natürliches“ Profil, dem eine deterministische Erklärungsadäquatheit angemessen ist. Im Rahmen dieser Erklärungslogik wird nämlich von jeglicher Zweckgebundenheit (Finalität) in der Sprachentwicklung abgesehen, damit die Erklärung tatsächlich wirksam sein kann. Bei dieser Gruppe von Sprachwandelphänomenen handelt es sich um lang- und teilweise mittelfristige Veränderungen, die mehrere Generationen der Sprachnutzer überdauern und als schrittweise verlaufende, allmähliche Evolution darstellbar sind, sodass individuelle Einflüsse darauf per se auszuschließen sind.

Wider eingebürgerte Ansicht spielt dabei die Annahme eines mutmaßlichen diskreten „Zeitsprungs“, bei dem der Übergang von dem Zustand A zum Zustand B sozusagen „sprungartig“ erfolgt und sich erst später auf das jeweilige Teilsystem nach Analogieprinzip

erweitert, keine entscheidende Rolle. Freilich kann man sich eine solche Entwicklung vorstellen, vielleicht sogar besser als eine allmähliche Entwicklung, da in diesem letzteren Fall vermeintlich die Feststellung von mehreren hypothetischen Zwischenstufen notwendig wäre. Relevant ist aber lediglich der *sichtbare* Wandel selbst sowie sein chronologischer Rahmen. Beim „natürlichen“ Wandel ist dieser letztere stets relativ groß, sodass ein momentaner, atomarer Wandel von A zu B durch bewusste, geplante individuelle Einwirkung der Sprachträger auszuschließen ist.

Im Gegensatz dazu ist der künstliche, bewusste, geplante, individuell durchgesetzte Wandel stets ein in der Zeit begrenzter, atomarer Akt sprachschöpferischer Tätigkeit. Dieser Akt wird so ausgeführt, dass die vom Sprachsystem zur Verfügung gestellten Varianten dermaßen ausgewählt und geordnet werden, dass das spontan entstandene System Merkmale einer bewusst kodifizierten Norm erhält. Naturgesetzte werden darin zu künstlich formulierten Regeln. Diese Tätigkeit kann individuell oder kollektiv sein, die Sprachformen können dabei entweder favorisiert oder zurückgestellt werden; sie können verschiedenartige Markierungen bekommen, stigmatisiert oder umgekehrt aufgewertet werden etc. Dadurch entstehen neue, bewusst und geplant organisierte Hierarchien, deren Lebensfähigkeit weitgehend davon abhängt, ob der jeweilige „Sprachschöpfer“ ein ausreichendes Sprachgefühl hat, d.h., ob er die natürlich vorhandenen Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungstendenzen bei seinem künstlichen Eingriff zu berücksichtigen vermag. Läuft jedoch sein Änderungswunsch gegen die Haupttendenz oder steht er im Widerspruch zur Beschaffenheit des Sprachsystems und dessen inhärenten strukturellen Korrelationen, ist er in langfristiger Perspektive nicht überlebensfähig. Die Akzeptanz eines derartigen Vorschlags durch die Mitglieder einer gegebenen Sprachgemeinschaft hängt stets damit zusammen, dass unter den Sprechern ständig eine intuitive „Konvention“ herrscht, die auf deren Sprachkompetenz beruht, welche u.a. ein Verständnis der natürlichen Systemzusammenhänge und Entwicklungstendenzen mit einschließt.

4. Intendierter Sprachwandel und natürlicher Systemdruck: Fallbeispiel Feminisierung von Berufsbezeichnungen

Dies sei an einem aktuellen Beispiel aus der neuesten gegenwartsdeutschen Sprachgeschichte demonstriert. Bekanntlich wird heute versucht, im Rahmen einer „Feminisierung“ der Sprachformen die weiblichen Berufsbezeichnungen als unmarkierte Ausgangsformen umzudeuten und eine neue, „genderbewusste“ Sprachnorm einzuführen. An den Universitäten Potsdam und Leipzig ist im Zuge dieser Bewegung die feminine Form *Professorin* statt der früheren maskulinen Form *Professor* als neutrale Berufsbezeichnung in die Satzungen aufgenommen mit der Begründung, an beiden Hochschulen gebe es gegenwärtig mehr Professorinnen als Professoren. Um also einer (vermeintlichen) sprachlichen Diskriminierung der Frauen vorzubeugen, wird also per Gesetz entschieden, nur die feminine Form zuzulassen und die maskuline zu vermeiden oder zumindest als markiert zu behandeln, sodass ein einstiger Professor heute eine (männliche) Professorin ist.

Freilich ist es heute nahezu unmöglich, derartige Diskussionen im strengen wissenschaftlichen Rahmen, *sine ira et studio*, zu führen. Dennoch soll hier ein Versuch gewagt werden. Die Form *Professorin* ist nicht nur schlechthin *feminin*, sie ist morphologisch markiert in dem Sinn, dass die Feminität als kategoriales Merkmal des Nomen *agentis* ikonisch kodiert wird durch das – zusätzlich angefügte – Suffix *-in*. Seit den heute zu Recht als klassisch geltenden Arbeiten der Linguisten des Prager Zirkels (vgl. vor allem JAKOBSON 1971, 220–222) ist es bekannt, dass in derartigen Fällen eine binäre Opposition vom merkmallosen und merkmalhaften Glied vorliegt. In der Opposition *Professor : Professorin* ist nämlich das zweite Glied merkmalhaft, da seine Feminität ikonisch durch das Feminitätssuffix markiert wird. Deshalb ist das Substantiv *Professorin* länger in seiner Form als das Substantiv *Professor*. Eine ähnliche Situation liegt bei den Paaren *Esel : Eselin*, *Hund : Hündin* etc. vor. Bei einigen anderen Tierbezeichnungen gilt übrigens die umgekehrte Markiertheit, vgl. *Katze : Kater*, *Gans : Gänserich* etc. Die Neutralisierung einer binären privativen Opposition ist aber notgedrungen und absolut unabhängig von unserem Willen und Wunsch allein durch Wegfall des merkmalhaften Glieds möglich, wodurch wiederum notgedrungen an dessen Stelle das merkmallose Glied treten muss; eine umgekehrte Neutralisierung, zu Gunsten des merkmalhaften Glieds, ist dagegen ausgeschlossen: Alle Eselinnen sind Esel, doch nicht alle Esel sind Eselinnen; alle Kater sind Katzen, doch nicht alle Katzen sind Kater etc.

Der behandelte Vorschlag setzt nun voraus, dass das allgemeine systemhafte Gesetz der Architektonik binärer privativer Oppositionen und ihrer eventuellen Neutralisierung per Dekret und nur bei den Berufsbezeichnungen außer Kraft gesetzt wird. Das generelle Prinzip wird nun aus bestimmten – gut gemeinten! – kulturhistorischen bzw. sozialen Gründen willkürlich abgeschafft. Es gilt nun die neue Regel: Alle Professoren sind Professorinnen, aber nicht alle Professorinnen sind Professoren. Die natürliche Ikonizität von Inhalt und Form, bei der das semantische Merkmal [+weiblich] ikonisch durch das morphologische Merkmal, das Suffix *-in*, abgebildet wird, wird „umgekehrt“, es wird in einem Teilsystem morphologischer Formenbildung eine bewusste Kontraikonizität künstlich geschaffen, wobei die einstige natürliche Ikonizität bei anderen ähnlich kodierten Paaren belebter maskuliner und femininer Substantive weiterhin gilt.

Die beschriebene Situation ist ein Paradebeispiel für den Versuch, die Systemgesetze der Sprache durch dagegen wirkende Normgesetze zu neutralisieren. Frage ist nun, wieso diese Experimente mit der natürlichen Sprache für legitim gehalten werden können. Offenkundig würde kaum jemandem einfallen, auf ähnliche Art und Weise die Gesetze der Physik oder der Chemie zu widerrufen. Hier werden wir aber mit der Grundfrage der Zuordnung der natürlichen Sprachen als Natur- oder Kulturphänomene konfrontiert, die in diesem konkreten Fall eindeutig zu Gunsten der zweiten Konzeption gelöst wird: Sprachen seien nach dieser Vorstellung (gleichgültig, ob sie stillschweigend oder *expressis verbis* vertreten wird) *nur* als willkürlich gebildete und künstlich normierte Systeme zu behandeln, ähnlich wie Systeme von Verkehrszeichen etc. Daher könnten sie jederzeit und in jedem Teilbereich willkürlich verändert und an neue gesellschaftliche Bedürfnisse angepasst werden. Bei diesem Herangehen ist selbst der Begriff „natürliche Sprachen“ kaum legitim, da diesen ontologisch gesehen kein „natürlicher“ Status zugesprochen werden darf; zwischen natürlichen Sprachen und Plansprachen gäbe es demnach keinen prinzipiellen Unterschied.

Da dies nicht der Fall ist, sondern die natürlichen menschlichen Sprachen historische Phänomene von einer enormen Komplexität darstellen, bei denen organische Kausalität mit soziokultureller Finalität auf eine besondere Art und Weise interagiert, ist auch nicht jeder intendierte Sprachwandel tatsächlich realisierbar, sondern nur derjenige, der (a) soziopragmatisch und kommunikationsbedingt, aber unbedingt auch (b) systembedingt-natürlich motiviert ist. Sämtliche Versuche, Sprachwandel durch Systembruch oder Systemstörung durchzusetzen, führen von vornherein zur Entstehung lebensunfähiger Formen, die langfristig keine Überlebenschance haben. Daher ist es übrigens absolut sinnlos, solchen Versuchen einen wie auch immer verstandenen „Kampf“ anzusagen: Systemkonforme und somit lebensfähige Formen setzen sich mit großer Wahrscheinlichkeit tatsächlich durch, während systemfremde, unnatürliche Formen früher oder später vom System selbst automatisch wegselektiert werden, was keinesfalls mit der soziokulturellen Einstellung der Gesellschaft und überhaupt mit unseren persönlichen Wünschen oder Präferenzen zusammenhängt, sondern den Charakter eines unumgänglichen Systemzwangs trägt.

5. Bilanz und Ausblick

Die Sprache ist ein historisches Phänomen und ist daher eo ipso ontologisch an die Zeit gebunden. Sämtliche Phänomene, deren Definition den Zeitfaktor involvieren muss, unterliegen naturgemäß einem Wandel. Dieser globale Wandel bedarf keiner zusätzlichen Erklärung, Rechtfertigung bzw. Auflistung von Ursachen. Er umfasst alle dynamischen Systeme, zu denen auch die natürlichen menschlichen Sprachen ohne Einschränkung zählen. Eine Trennung in synchrone und diachrone Beschreibung ist dagegen möglich und sogar sehr fruchtbar, allerdings nur als methodologische Maxime, welche die ontologische Historizität der Sprache keinesfalls in Frage zu stellen vermag und lediglich mit bestimmten Zwecken vom Zeitfaktor abstrahieren kann bzw. muss.

Der partielle Sprachwandel umfasst im Gegensatz zum „globalen Wandelimperativ“ die Veränderungen bei einzelnen Sprachformen, den Umbau des Inventars sprachlicher Kategorien, der Architektonik der Teilsysteme und der einzelnen Entitäten. Er ist immer konkret, wenngleich nicht immer unmittelbar observierbar, und bedarf einer weit verstandenen „Erklärung“. Dabei muss aber zwischen zwei prinzipiell unterschiedlichen, ja oft gegensätzlichen Arten dieses Wandels differenziert werden, dem „natürlichen“, systemhaften, kausalistisch erklärbaren und dem „künstlichen“, intendierten, normbezogenen, individuell durchgeführten und daher finalistisch erklärbaren Wandel. Der erstere verläuft allmählich, erfasst mehrere Generationen der Sprachträger und ist deshalb stets lang- oder mittelfristig, während der letztere in aller Regel atomar und somit kurzfristig ist und aus zwei Hauptphasen besteht, nämlich dem individuellen oder kollektiven „Vorschlag“ und seiner Akzeptanz bzw. Ablehnung durch die Sprachgemeinschaft.

In der geschichtlichen Entwicklung konkreter Sprachen interagieren stets beide Mechanismen, die den beiden Quellen der Sprache und ihren beiden Seiten entsprechen, der organologisch-„natürlichen“ und der kulturhistorisch-„künstlichen“. Dabei werden natürlich motivierte Veränderungen in Sprachsysteme dermaßen eingebaut, dass der intendierte

Wandel notgedrungen die Folgen dieser natürlichen Systemhaftigkeit berücksichtigen muss, um erfolgreich zu sein.

Der intendierte Sprachwandel kann verschiedene Motive haben, aber wenn diese Motive, so begründet sie auch sein mögen, den Grundgesetzen der systemhaften, natürlichen Architektonik des jeweiligen Sprachsystems und seinen Gesetzen widersprechen oder diese nicht in Rechnung stellen, muss ein derartiger Wandel von vornherein langfristig erfolglos bleiben. Die Veränderungen in der Sprache können nämlich nicht immer willkürlich, auf bloße Initiative einer Gruppe der Sprecher „ausgeführt“ werden. Den komplexen, multivalenten Systemen, denen ontologisch divergente Phänomene (Naturerscheinungen vs. Artefakte) zu Grunde liegen, dulden gemeinhin keinen aufgezwungenen Wandel. Insbesondere schnell und effizient werden dabei systemfremde, „unnatürlich konzipierte“ Veränderungen vom System „erkannt“ und wegselektiert.

Was bedeutet nun das oben Gesagte für Sprachwandelforschung und eventuelle sprachpflegerische und sonstige extralinguistisch begründete Eingriffe zwecks Herbeiführung des partiellen Sprachwandels? Erstens muss nun die Ermittlung der Gründe und Mechanismen des partiellen Sprachwandels (bei bedingungsloser Anerkennung der ontologischen Unveräußerlichkeit des globalen Sprachwandels) jedem intendierten Eingriff vorausgehen, damit die intendierten Veränderungen mit den systembedingten Ursachen und Mechanismen des Sprachwandels affin sind und diesen nicht widersprechen. Zweitens soll bei der Ermittlung von Ursachen und Mechanismen des Sprachwandels deutlich zwischen organologischem (natürlichem) und intendiertem (soziopragmatisch bedingtem) Wandel differenziert werden, da beiden Typen des Sprachwandels eine prinzipiell verschiedene Erklärungsadäquatheit entspricht und sie deshalb mithilfe prinzipiell unterschiedlicher Forschungsmethoden untersucht werden müssen. Drittens muss eine integrative Erklärungsstrategie erarbeitet werden, welche es gestattet, beide Typen des Sprachwandels in deren bilateraler Interaktion zu betrachten und somit dem Phänomen des Sprachwandels auf eine methodologisch adäquate und suffiziente Art und Weise Rechnung zu tragen.

Literatur

- BACH, Adolf (1938): *Geschichte der deutschen Sprache*. Heidelberg.
- CHOLODOVIČ, Aleksandr A. (1970): Einleitung zu *Saussure de, Ferdinand: Kurs obščej lingvistiki* [Cours de linguistique générale]. Moskva.
- COSERIU, Eugenio (1958) *Sincronia, diacronia e historia – El problema del cambio lingüístico*. Montevideo [Deutsche Ausgabe (1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. München].
- JAKOBSON, Roman (1971): *Selected Writings*. Bd. 2: *World and Language*. Den Haag u.a.
- KELLER, Rudi (2003): *Sprachwandel – Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 3., durchgesehene Auflage. Tübingen und Basel.
- KUZ'MENKO, Jurij K. (1991): *Fonologičeskaja evoljucija germanskich jazykov* [Zur phonologischen Evolution der germanischen Sprachen]. Leningrad.
- LASS, Roger (1997): *Historical Linguistics and Language Change*. Cambridge.
- RAUCH, Irmengard (2003): *The Gothic Language. Grammar, Genetic Provenance and Typology, Readings*. New York.

-
- SAUSSURE DE, Ferdinand (1916): *Cours de linguistique générale*. Lausanne/ Paris. [Deutsche Ausgabe (1967): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, übersetzt von Hermann LOMMEL. 2. Aufl., mit neuem Register und einem Nachwort von Peter v. POLENZ. Berlin].
- TRUBECKOY, Nikolaus S. (1989): *Grundzüge der Phonologie*. 7. Aufl. Göttingen.
- TSCHIRCH, Fritz (1966–1969): *Geschichte der deutschen Sprache*. Bde. 1–2. Berlin.
- VENNEMANN, Theo (1994): Universelle Nuklearphonologie mit epiphänomenaler Silbenstruktur. In: RAHMERS, Karl Heinz / VATER, Heinz / WODE, Henning (Hg.): *Universale phonologische Strukturen und Prozesse*. Tübingen, 7–54.